

Friedrich Hahn

Peter und Peter
Namen tun nichts zur Sache

Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2022

1. Auflage April 2022

literatur nr. 135

Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: Maximilian Lacher

Autorenfoto: Leo Fellingner

Druck: OOK Press KFT

ISBN 978-3-903322-60-8



GRAZ

Friedrich Hahn

Peter und Peter
Namen tun nichts zur Sache

Roman

»Und wir? Ach wir ...«

Cees Nootboom, Allerseelen (letzte Seite, letzte Sätze)

TEIL EINS

Mein ganzes Leben bin ich vor allem Möglichen immer davongelaufen. Vor allem vor mir. Vor mir selbst. Dabei wusste ich nicht einmal, wer ich bin, vor wem ich da eigentlich immer davongelaufen bin. Als ich glaubte, mich ein wenig besser zu kennen, ging ich jedes Mal dazu über, mich immer wieder neu zu erfinden. Aber es sind immer nur Augenblicke, wahrscheinlich nur ein paar wenige, vielleicht sogar nur ein einziger im ganzen Leben (wenn überhaupt), in denen man weiß – nein, nicht weiß, wahrscheinlich nur ahnt oder spürt, wer man ist, wen man da erfunden hat. Es sind Augenblicke, die dummerweise auch nicht erinnerbar sind. Die – kaum gedacht – in der Sekunde wieder fort sind.

Das Burli.

Als ich auf die Welt kam, war schon alles da, was zu meiner Welt werden sollte. Eine junge, sehr junge Mutter. Ein Vater, der mehr weg war als bei uns. Zu dieser kleinen Familie gehörte damals auch schon ein kleines Mädchen, meine Schwester. Sie war schon drei Jahre, als ich ihr Bruder wurde. Das also war meine Welt. Vater, Mutter, Schwester. Und ein Bauernhof. Meine Mutter entstammte nämlich einer Bauernfamilie.

Die Eltern gründeten einen eigenen Hausstand. Sie gingen mit uns kleinen Gschrapperln – ich war noch nicht einmal ein halbes Jahr – nach Wien, wo meine Mutter einen Hausbesorgerposten annahm. Mein Vater war wie schon sein Vater und sein Großvater bei der Bundesbahn beschäftigt. Begonnen hatte er beim Bauzug, einer Einheit, die auf offenen Strecken ihren Dienst tat. Darum war er viel unterwegs gewesen und oft auch nicht bei Mutter. In Wien bekam er eine Stelle im Verschubdienst am Franz-Josefs-Bahnhof.

Aber das wollte ich eigentlich gar erzählen. Jedenfalls nicht so ausführlich. Obwohl – es gehört natürlich zu meiner Geschichte. Ich versuche hier nämlich, meine erste, die allererste Erinnerung aus meiner jüngsten Kindheit aus meinem Gedächtnispalast da oben in meinem Kopf herauszuschälen. Schicht für Schicht zurückzugehen. Aber da ist nichts. Doch. Natürlich. Es existieren Fotos aus dieser Zeit. Aber das wird niemanden interessieren. Beschreibungen von Fotos lesen sich immer öd und langweilen meist fürchterlich. Meine Schwester sitzt auf einer Leit'n und hält mich, ihr kleines Bruderlein, auf ihren Knien. Sie hält mich in fremdelnder Hingabe, mich, der ich in einem weißen Liegepolster versinke, weshalb von meinem Gesicht ist so gut wie nichts zu sehen ist. Das Auffälligste an meiner

Schwester ist die große Schleife im Haar. Wie ich mir dieses Schwarzweißfoto vergegenwärtige, sehe ich meine Annahme bestätigt, dass die Schilderung von Fotos immer etwas Ödes und Unbefriedigendes hat. Auch ein literarischer Mehrwert, wenn ich an diverse, meist biografische Bücher, die ich bisher so gelesen habe, denke, hat sich noch in den seltensten Fällen eingestellt. Und das liegt sicher nicht an den Bildern, sondern eher an deren Schilderungen. Bild ist nun mal Bild. Wir kennen ja alle den Spruch, von wegen *sagt mehr als 1000 Worte*.

Ereignisse aus der Zeit wurden mir in späteren Jahren erzählt, damit ich mir auch so etwas wie ein Gedächtnis zulegen konnte. Es war die Mutter, die ihre Erinnerungen zu meinen machte. Dazu gehörte der Wickelunfall. Als sie sich kurz von mir, der ich auf dem improvisierten Wickeltisch lag, wegwandte, war ich plötzlich verschwunden. Und Scheckl, der Haus- und Hofhund, rannte aus dem Raum. Meine Mutter, in der Annahme, der Hund hätte sich meiner bemächtigt, dem Vieh nach. Ich jedoch lag, ohne einen Mucks von mir zu geben, gesund und munter unter dem Wickeltisch. Sooft meine Mutter diese Anekdote erzählte, war ihr noch jedes Mal der Schrecken in den Augen anzusehen. Ich war ein braves, ein stilles Kind, schickte sie dann immer hinterher, als wäre es eine Erklärung oder gar eine Entschuldigung für ihre Unachtsamkeit.

Bald, so sagte man mir, war ich bei allen – und wenn ich alle sage, dann sind das die Tanten, die Großmutter – nur noch das Burli. Das! Das: als wäre ich sächlich, ein Ding. Aber wie hätte ich mich als drei Monate altes Baby auch wehren sollen. Vielleicht wenn ich geschrien hätte, als ich vom Wickeltisch gefallen war, vielleicht wäre ich dann als der Burli in die Familienchronik eingegangen.

Aber ich komme immer von meinen eigentlichen Absichten ab. Was war meine erste Erinnerung als das Burli? Ich grabe und grabe. Aber mir fallen nur wieder Dinge ein, an die ich mich nur erinnere, weil sie mir einmal erzählt wurden. Wie ich für meinen Tretroller eine Figur auf den vorderen Kotschützer montiert bekam, wie stolz ich war, aber danach nur wenige 100 Meter weiterkam und so blöd stürzte, dass die Figur abbrach, völlig kaputt ging. Welche Figur das war? Keine Ahnung. Ich glaube, wir waren am Weg nach Simmering, die Schlosserei, wo ich meine »Kühler«-Figur bekam, irgendwo bei den Gasometern.

Mit dem Tretroller verunfallte ich (davor? danach?) ein zweites Mal. Ich stieß mir den Griff der Bremse bei einem Sturz Ecke Wassergasse/Geusaugasse so dumm in das Kinn, dass ich mir ein stark blutendes Loch schlug und mich meine Mutter mit dem Taxi ins Spital bringen musste. Eine Erinnerung an die Fahrt? Das Spital, die Versorgung? Null. Nur die Narbe am Kinn, die heute noch zu sehen wäre, hätte ich keinen Bart, beweist, dass da einmal ein größeres Hoppala gewesen sein musste.

Jetzt weiß ich es. Meine erste Erinnerung aus den ersten Kindertagen. Ich war zwei, vielleicht zweieinhalb und saß bei Schönwetter oft am Stock des offenen Gassenfensters unserer Hausbesorgerwohnung. Und nuckelte dabei immer an meinem Schnuller. Eine ältere Frau kam vorbei und meinte: »So ein großer Bub und hat noch einen Schnuller.« Sie entriss mir meinen heißgeliebten Schnuller, worauf ich aus dem Fenster kletterte und ihr weinend nachlief. Meine Mutter war gleich zur Stelle und ich bekam meinen Schnuller wieder. Dies die ersten Bilder meiner Kindheit. Meine eigenen Bilder. Bilder, für die es keine Fotos braucht, keine Erzählungen von anderen. Ein Verlust. Meine erste Erinnerung als das Burli: ein Verlust.

Würde ich das einem Psychiater, einer Psychologin erzählen, sie hätten bestimmt sofort schlüssige Erklärungen für meinen Charakter und meinen späteren Lebensverlauf parat. Aber da brauch ich keine G'studenten. Ich kenn meine Ängste. Es sind Verlustängste. Wie sicher ist mein Job? Wird die neue Beziehung halten, oder werde ich wieder verlassen? Bekomm ich wie meine Mutter Krebs? Muss ich mit gesundheitlichen Einschränkungen rechnen?

Im Grunde hat diese Zufallspassantin, die ältere Frau, die mir den Schnuller weggenommen hat, mein ganzes weiteres Leben bestimmt.

In dem Zusammenhang erinnere ich auch noch eine zweite traumatische Begebenheit. Ich war so um die drei. Eines Morgens wachte ich auf – keine Mutter! Die Tür versperrt. Aber da gab es ja noch das Fenster, das von der Küche hinaus auf den Gang ging und das offen stand. Es war vergittert. Ich zwängte mich durch die engen, sehr engen Stäbe. Kein Mensch hätte das für möglich gehalten, dass ein Knirps, wie ich es war, sich da durchwurschteln konnte. Ich hatte nur einen Gedanken: Ich musste meine Mutter finden. Ich lief – barfuß und im Pyjama – auf die Straße. Damals gab es noch Milchgeschäfte, wo es offene Milch gab, die man in die mitgebrachte Kanne eingefüllt bekam. Gleich oben in der Erdbergstraße ums Eck gab es so ein Geschäft. Unsere Milchfrau. Meine Mutter kaufte da regelmäßig ein. Ich also düste in das Geschäft in der Annahme, Mutter wäre vielleicht nur schnell mal Milch holen gegangen. War sie nicht. Aber die Milchfrau wusste, wer ich war, wohin ich gehörte. Und brachte mich nach Hause. Inzwischen war auch meine Mutter wieder zurück. Sie war nur für wenige Minuten in der Waschküche gewesen und total aus dem Häuschen, als sie mich an der Hand der Milchfrau

sah. Sie hatte mein Ausbüchsen noch gar nicht bemerkt gehabt. Aber nachher dafür wohl den Schock ihres Lebens.

Was ich aus der Zeit noch erinnere? Natürlich unsere Hausbesorgerwohnung. Zimmer, Küche. Dazu ein Kabinett, das allerdings nur umständlich über einen Gang, der als Balkon über den Hof führte, zu erreichen war. Aber ich bin mir nicht sicher, ob die Erinnerungen an unsere Wohnung aus diesen frühen Tagen stammen. Ja, das Küchenfenster, das Gassenfenster. Auch den Vorzimmerbereich habe ich noch deutlich vor mir. Da spielte ich von klein auf, also mit drei, vier Jahren, immer mit meinen Holzbauklötzen. Baute ganze Stadtviertel mit Häusern, Straßen. Ich weiß das wahrscheinlich noch, weil es die Spezialität meiner Tante war, bei der Tür – ohne Klopfen oder Klingeln – hereinzustürmen und mir jedes Mal meine kleinen Welten zu zerstören. Sie und ihr Mann, ein Bruder meines Vaters – ebenfalls Eisenbahner –, wohnten erst in unserem Kabinett. Und zogen dann ins Nebenhaus in die Hausmeisterdienstwohnung, als dort der Hausbesorgerposten frei wurde. Die Tante kam, wann auch immer ihr nach einem Trätschchen mit meiner Mutter war. Sie kam, schaute nicht und trampelte meine kleinen Bauwerke nieder. Aber wieder litt ich, wie damals schon als Wickelkind, nur stumm. Ich ärgerte mich tief in mir drinnen. Aber letztendlich war ich meiner Tante nicht einmal böse. Und später – ich war schon Gymnasiast –, lachten wir dann oft über die stürmische Tante und ihre »Überfälle«.

Aber um noch einmal auf die Wohnung und die Erinnerungen, die ich aus frühen Tagen daran mitbekommen habe, zurückzukommen: Viele, vor allem auch Einzelheiten, stammen ganz gewiss aus späteren Tagen und ich habe meinen frühen Eindrücken wohl Puzzlestein für Puzzlestein hinzugefügt und mein heutiges Erinnerungsbild geformt.

So etwa Vaters kleines Kästchen unter dem Küchenfenster (ja, das, durch das ich als Knirps einmal ausgebüchst bin), in dem er seine privaten Sachen aufbewahrte. Sein Rauchzeug zum Beispiel. Da gab es so Phasen. Wenn er nicht seine SMART EXPORT rauchte, dann versuchte er es mit Selbstgedrehten. Ein anderes Mal war er für ein paar Monate auf Pfeife umgestiegen. Es gab also immer etwas zu entdecken, wenn er zum Dienst war oder nach Nachtdiensten bis weit in den Vormittag hinein schlief. Dann stierlte ich – kennt überhaupt noch jemand den Ausdruck »stierln«? – in Vaters Sachen herum. So stieß ich auch auf diese Fotos. Davon aber später. Noch bin ich ja das Burli, das Vorschulkind.

Im Grunde, wenn ich so nachdenke, sind meine Erinnerungen aus der Burlizeit bloß Splitter. Das meiste ist im Dunklen. So weiß ich auch nicht mehr, wo ich oder auch meine Schwester schliefen, wo wir unser Bett hatten. Das Bett meiner Eltern war eine Ausziehcouche, das weiß ich noch. Das Bett musste jeden Abend »gerichtet« werden. Schliefe ich da bei ihnen? Ganz vage erinnere ich da auch noch ein Gitterbett. Gut. Das geht bis vier, bis fünf. Aber dann? Und wo schlief meine Schwester? In der Küche stand lange Zeit ein Diwan, der dann in späteren Jahren – ich schätze, ich war da schon zwölf, dreizehn – einer verbauten Badewanne weichen musste.

Apropos Badewanne. Bis zum Einbau der Wanne war, wenn Badetag anstand, Waschküche angesagt. Im großen Kupferkessel wurde das Wasser erhitzt und mit einem Schaffel in den Bottich geschöpft. Der Bottich war unsere Wanne. Erst durfte meine Schwester, dann – ohne dass das Wasser gewechselt wurde – ich. Die Waschküche war, wenn meine Mutter nicht gerade zugange war, das Reich meines

Vaters. Er war ein genialer, weil findiger Heimwerker. Die komplette Küche und dann auch später sein Kästchen unter dem Küchenfenster und den Badewannenverbau schraubte und leimte er nach seinen eigenen Bauplänen selbst zusammen. Was die Leute im Haus so an Brettern und Hölzern zum Verbrennen weggaben, Vater konnte alles brauchen. Wo Vater und Mutter, fällt mir gerade ein, ihrer Körperhygiene nachgegangen sind, dafür habe ich keine Bilder. Im Bottich jedenfalls sehe ich sie nicht. Weder einzeln. Und schon gar nicht gemeinsam.

Gemeinsam habe ich meine Eltern dafür einmal im Bett überrascht. Aber auch da fehlen mir die Bilder, wie es überhaupt dazu kommen konnte, dass ich sie beim intimen Liebesspiel überraschte. Ein einziges Bild ist mir verblieben, hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Wie Vater Mutters Brüste knetete, an ihren Nippeln fingerte. Keine Ahnung, wie alt ich war. Und wie die Sache ausging. Haben sie mich ertappt? Habe ich mich wieder unbemerkt davongeschlichen. Zum Glück wusste ich damals noch nichts von Ödipus und Iokaste. Oder hat dieses Ereignis doch etwas mit mir gemacht? Jedenfalls ist dies meine erste Kindheits Erinnerung, von der ich sicher sein kann, dass es meine ureigenste ist. Niemand sonst hätte mir das ja je erzählen können.

Was diese Zeit – Burli mit zweieinhalb oder drei Jahren – betrifft, ist auf mich kein Verlass. Nicht als Erzähler. Und nicht als einer, der sich seiner Rolle als Kleinkind bewusst war. Aber wer ist das schon? Man wird ins Leben gestoßen, hat keine Idee davon, was es heißt, Mensch zu sein. Oder Bub. Oder Sohn. Oder Bruder. Man hat keine Idee davon, was es heißt, Kind zu sein. Was es heißt, älter zu werden bis hin zum Erwachsenwerden. Und dann erst die letzten

Dinge ... was es heißt, dass das Leben endlich ist. Dass das Menschsein auch irgendwann einmal endet.

Keine Idee von nichts. Das nennt man dann wohl Unbeschwertheit.

Wenn ich auf diese frühen Jahre zurückblicke, fällt mir auf, dass es da keine anderen Kinder gab. Mutter war für mich da. Für den Besuch eines Kindergartens gab es daher keine Veranlassung. Und auch kein Geld. So war ich auf mich allein gestellt. Und meine Schwester? Seltsam. Ich könnte keine einzige Situation nennen, wo sie in meinen Erinnerungen vorkommt. Im Grunde war ich ein Einzelkind. Still, scheu, verschlossen und gehemmt. So konnte ich stundenlang in der Sandkiste an einem Berg bauen und meinen Glaskugeln auf den Serpentinbahnen beim Hinunterrollen zuschauen. Und wehe, wehe, es störte mich jemand. Mein liebster und einziger Spielkamerad war mein Teddy. Mit Decken baute ich den Küchentisch zu einer Höhle um. Darin saß ich mit meinem Stofftier und erzählte ihm so manche erfundene Geschichte. Mein erster Berufswunsch soll auch angeblich Tierforscher gewesen sein. Ich wollte nach Afrika und dort im Urwald unbekannte Tierarten entdecken.

Mutter war für mich da, ohne sichtbar zu sein. Damals nicht. Und auch im Rückblick kommt sie kaum vor. Es schien ausgemacht, dass mir mein Einzelgängertum nichts ausmachte. Meine Mutter hatte eine raue Schale. Ich weiß von keiner liebevollen Umarmung, oder dass sie mich einmal gelobt hätte. Das Schlimmste war, wenn sie zwei, drei Tage nicht mit mir sprach, weil ich in ihren Augen etwas angestellt hatte. Dabei wusste ich oft nicht einmal, was denn meine Verfehlung gewesen sein sollte. Aber ich hing am Zipfel ihrer Kleiderschürze und flehte unter Tränen mein *Sei-mir-wieder-gut*.

Bleibend ist für mich auch ihr Gesichtsausdruck, wenn sie sang. Das kam nicht oft vor. Ab und zu vielleicht einmal bei einem Heurigenbesuch, wenn sie mit dem Hausmusiker »Du narrischer Kastanienbaum« oder »Stell dir vor, es geht das Licht aus« mitsang. Dann zitterte ihr Kinn, wenn es galt, einen Ton zu halten. Oder es einmal die Tonleiter weit hinauf ging. Und das kleine Haarbüschel, das ihr aus einem Leberfleck seitlich ihres Mundes herauswuchs, zitterte mit. Meine Mutter war eine schöne Frau. Ihr Foto, das ich heute in meinem Arbeitszimmer hängen habe, zeigt sie 19-jährig, schlank, mit wachen Augen und mit einer, wenngleich verhaltenen, selbstbewussten Haltung. Gleichzeitig strahlt sie etwas Nachdenkliches aus, etwas Melancholisches. Ihr Leben war kurz und von der Anstrengung geprägt, den Alkoholismus meines Vaters möglichst sozial verträglich zu gestalten. Mutter starb mit 56 Jahren an einem Gehirntumor. Mein Vater überlebte sie um 15 Jahre, hatte sogar noch ein zweites Mal geheiratet. Vielleicht komme ich später noch einmal darauf zurück.

Aber noch bin ich ja das Burli. Und machte meine ersten Erfahrungen mit dem Leben. Einem Leben, das mir vor drei, vier Jahren geschenkt worden war. Auch so eine Formulierung. Das Leben als Geschenk? Oder vielleicht doch eher eine Verpflichtung? Eine Verantwortung? Geschenke kann man, könnte man ja umtauschen. Ich habe das noch nie gemacht. In einer eigenen Lade sammle ich unliebsame oder unpassende Geschenke. Einen Pullover mit einem Rudolph-the-red-nosed-reindeer-Motiv, der mir zwei Nummern zu klein ist, einen herzförmigen Fotorahmen, einen tellergroßen Onyx mit einer Ausnehmung für ein Teelicht. Belege für all das im Leben, was nicht mich meinte.

Als das Burli hatte ich von all dem natürlich noch keine Ahnung. Von falschen Leben in richtigen. Von falschen in falschen. Ich war das Burli. Mein Leben war ein Burli-Leben. Und nichts weiter. Und damit hatte ich ja auch genug zu tun.

Die Quappe.

Es ist unmöglich, also aus meiner heutigen Sicht, ein ganzes Leben derselbe zu sein beziehungsweise zu bleiben. Ständig stolpern wir von einer Lebensphase, von einer Rolle in die nächste. Und es begibt sich. Schon allein an dieser Formulierung sehen wir, dass wir das selbst kaum steuern können. Es passiert mit uns. Man – wer auch immer dieses *Man* ist – stopft uns in Klischees. Und wir haben zu entsprechen. Zu funktionieren.

Aus das Burli wurde die Quappe, das Volksschulkind. Ich habe mir diesen Namen sicher nicht ausgesucht. Aber auch an diese Zeit, an meine Volksschulzeit, sind die Erinnerungen äußerst spärlich und vor allem vage. Mein erster Lehrer war ein älterer Herr, ein Opa-Typ in Anzug und Krawatte und wenig Haaren am Kopf. Von den Mitschülern sind mir nur zwei Mädchen und ein Bub in Erinnerung geblieben. Die Mädchen, die sich einen Spaß daraus machten, mich mit ihrem Zwicken und Stänkern bis nach Hause zu verfolgen. Der Bub, weil er ein Aquarium hatte und auf seinen Streifzügen durch die Donauauen manches Mal Kaulquappen einfing. Manche nahm er nach Hause, um sie am nächsten Tag am Donaukanal wieder auszusetzen, andere ließ er gleich wieder frei. Einmal nahm er mich auf einen seiner Ausflüge mit und ich durfte selbst auf Kaulquappen-

fang gehen. Das bekam eines der Stänker Mädels mit. Und schon war ich die Quappe.

Ich war ein guter Schüler. Einer, der immer lauter Einser hatte. Und heute mit kaum einer Erinnerung an die ersten Schuljahre. Außer das bereits erwähnte Aquarium des Mitschülers und die beiden Gören, die mich mit ihren Stänkeereien bedrängten – mein Heimweg glich oft einer Flucht – gibt es nichts, was ich mit der Volksschulzeit in Verbindung bringen würde. Auch nicht meine Blinddarmpoperation, die in diese Zeit fiel. Wie man mir später sagte, hätte ich Anfang der dritten Klasse über ständige Kopfschmerzen geklagt. Der Hausarzt rätselte lange, bis er schließlich auf die Diagnose Blinddarmentzündung kam. Also ab ins Spital. Von diesem Spitalsaufenthalt ist da oben auf meiner Festplatte auch nichts geblieben. Hatte ich Besuch? Von wem und wie oft? Erstmals allein, fern von Müttern und in fremder Umgebung. Hatte ich das heulende Elend? Oder war ich der tapfere kleine Junge? Ich könnte es nicht sagen. Alles so ungefähr. Alle Bilder aus zweiter Hand. Es muss ein Mehrbettzimmer gewesen sein, soviel ich weiß. Und es gab so eine ältere, kleine Schwester (eine solche mit einem weißen Häubchen), die abends vor dem Einschlafen nach Getränkewünschen fragte. Zur Auswahl stand jedoch ohnehin nur Milch. Entweder Milch von der Kuh oder Milch von der Ziege. Ach ja. Und ich glaube, es gab an der Decke einen großen weißen Ventilator.

Aus dieser Zeit gibt es nur wenige Fotos. Heute weiß ich, sie täuschen ein Leben, ein Gefühlsleben vor, das es so damals wahrscheinlich nie gegeben hat. Es sind die Eindrücke, die man beim späteren Betrachten, oft erst nach vielen Jahren, in das Bild hineininterpretiert. Sentimentalität, Selbstbetrug und Irrungen, die das Leben, das zwi-

schen Aufnahme und Betrachten liegt, mit sich bringen, machen dann aus leidvollen Situationen verklärte Augenblicke, denen man nachtrauert. Es ist schon einigermaßen schaurig und beschämend, was die Zeit aus uns und unseren frühen Jahren macht. Was hatte ich eigentlich für eine Schultasche? Ich nehme mir mein Fotoalbum her. Aber so ein typisches Foto, auf dem ich als Schüler mit Schultasche zu sehen bin, das gibt es nicht. Auch von meinem Übertritt in die Hauptschule gibt es keine Fotografie. Und mein Schulweg hatte sich fast auf 20 Minuten verdoppelt. Außerdem wurde ich zum Franz. Und das kam so.

Ich? Franz?

Unser Klassenvorstand war ein Kauz. Zumindest gab er sich so. Und er hatte etwas von einem Pelikan. Zu viel Haut unter dem Kinn erweckte den Eindruck eines Kehlsacks. Ich bin gerade am Schreiben, suche Formulierungen um festzuhalten, wie das damals war, als ich erst bei unserem Klassenvorstand und später für alle zum Franz wurde, als meine Schwester plötzlich vor mir steht. Sie hat einen Schlüssel zu meinem Atelier. Und schaut gerne einmal vorbei, wenn sie in der Gegend zu tun hat.

Bist du jetzt unter die Literaten gegangen? Schneller als ich schauen kann, hat sie die Hand an meinem Notizbuch, dreht es um 180 Grad, um das Geschriebene zu lesen. Deiner Klaue nach solltest du eigentlich Arzt sein.

Erst einmal: Grüß dich, liebe Schwester!

Nur die Überschrift kann sie entziffern und sie liest: *Ich? Franz?* Sie liest es laut und es klingt ein wenig so, als erwiderte sie meinen Gruß.

Was heißt das? *Ich? Franz?* Hast du eine Identitätskrise?
Komm gib her. Ich greif mir mein Notizbuch, klappe es zu und stecke es in die Schreibtischlade. Was machst du denn hier? Mal wieder auf Motivsuche?

Ich dachte, wir könnten mal wieder etwas essen gehen. Kokett schaut sie mich an: Und du lädst mich ein ... oder?!

Lässt sich machen, Schwesterherz.

Wir sitzen vor unseren Pizzen. Meine Schwester hat, wie immer, eine Margharita bestellt, ich eine Capricciosa.

Also, jetzt sag. Was ist das mit dem *Ich? Franz??* Was ist das mit deiner Schreiberei?

Du wirst das nicht mitbekommen haben. In der Hauptschule, da war ich der Franz. Mein Klassenvorstand hat mich ständig verwechselt ... mir irgendeinem Franz. Bis ihm einmal meine ständige Ausbesserei zu blöd war und er meinte, bei mir bist du jetzt der Franz. Und aus.

Nein, das wusste ich nicht. Sie säbelt einmal rundherum, schneidet den Rand weg: Der macht nur dick, murmelt sie dabei vor sich hin. Und? Jetzt schreibst du gleich mal deine Memoiren?

Memoiren wär zu viel gesagt. Schreiben war ja eigentlich noch nie meines. Aufsätze und so. In der Oberstufe hat es grad immer so für ein Befriedigend gereicht. Und Briefe? Wer schreibt heute noch Briefe? Eine kurze Mail da, eine SMS dort. Je weniger Worte, umso effektiver. Und überhaupt, für mich als Grafiker reicht's, wenn ich eine Honorarnote hinbekomm'.

Jetzt tu nicht so bescheiden. Ich kann mich an Aufsätze erinnern, die waren ... wie soll ich sagen ... ziemlich besonders. Irgendwas mit einer Zeitmaschine.

Ohja, der Aufsatz war ziemlich strange. Der Deutschprof war ziemlich ratlos. Sehr gut oder Nicht genügend war die Frage. Genial oder Themenverfehlung.

Was ist es geworden?

Ich lache. Ein Sehr gut. Mein einziges, ever. Aber du kannst dich an Aufsätze von mir erinnern?

Ja, doch! Sie kaute ausführlich, schluckte. Aber warum jetzt dein Büchl?

Hmmm ... weißt du, ich wollte einfach zurückgehen in meine Kindheit und hab mich gefragt, was ist meine erste Erinnerung. Das hat mich interessiert.

Bist du ... also bist du fündig geworden.

Ich glaub schon.

Meine Schwester macht große Frageaugen und mit beiden Händen eine auffordernde Geste. Messer und Gabel legt sie dabei nicht ab, was das Fordernde der Geste fast bedrohlich erscheinen lässt: Jetzt sag schon.

Du weißt noch ... das Fenster zur Straße hinaus? Und dann erzähle ich ihr die Geschichte von der Frau, die mir im Vorbeigehen den Schnuller aus dem Mund reißt.

Meine Schwester schaut verdutzt: Nein, das hab ich nicht mitbekommen, hat mir auch niemand erzählt.

Du wirst in der Schule gewesen sein. Aber weißt du, was seltsam ist. In meinen frühesten Erinnerungen ...

Ja?

... da kommst du nicht vor. Erst als du in der Hauptschule warst und ich dich dann manches Mal abgeholt habe ...

Ich hab zwar nie etwas gesagt, aber mir war das peinlich vor meinen Freundinnen. Mein kleiner Bruder ... als schickte meine Mutter einen Anstands-Wauwau.

Blödsinn. Weißt du eigentlich, dass ich einmal sogar in ein Auto hineingerannt bin? Es war zum Glück an einer

Kreuzung, und der Fahrer ließ sein Auto nur ausrollen, als ich ihm, um nur ja nicht zu dir zu spät zu kommen, vor den Kühler lief. Er ist dann lange neben mir hergefahren und wollte mir unbedingt eine Packung Nylonstrümpfe schenken. Erst später hab ich kapiert: Ein Vertreter. Und er wollte sichergehen, dass ich zuhause von dem Vorfall erzählen würde.

He! Nein, das wusste ich nicht. Mein kleines Brüderchen holt mich unter Einsatz seines Lebens von der Schule ab.

Ja! Ich hoffe, du weißt das zu schätzen. Zumindest jetzt noch im Nachhinein.

Meine Schwester legt ihre linke Hand auf meine, mit der rechten greift sie ihr Rotweinglas und prostet mir zu.

Aber weißt du, was komisch ist. Das ist meine erste Erinnerung, in der du vorkommst, meine erste Erinnerung an dich. Aber da muss ich ja schon zehn oder zwölf gewesen sein.

Und vorher?

Nichts. Nichts, sage ich. Du kommst einfach nicht vor. Ich weiß zum Beispiel auch nicht, wo wir geschlafen haben? Wo ich geschlafen habe? Wo du geschlafen hast? Am Diwan?

Meine Schwester zuckt mit den Achseln: Hmmmm ...

Es ist schon ein seltsames Ding mit dem Erinnern.

Ich habe letzte Woche erst das Wettlesen in Klagenfurt auf 3sat geschaut ...

Gehen die Geschäfte so schlecht?

So ist sie, meine Schwester. Im Ablenken ist sie gut, wenn sie etwas nicht interessiert.

Geht so. Aber was ich sagen wollte. Gestern lese ich ein Interview mit der Preisträgerin, mit dieser Schubert. Sie ist übrigens 80 Jahre und aus der ehemaligen DDR. Und

in diesem Interview wird sie nach ihrer Flucht aus Hinterpommern gefragt. 1945 war das. Da war sie gerade mal fünf. Und was antwortet sie? Sie könne sich noch an jeden Schritt auf dieser Flucht erinnern.

Und? Was willst du damit sagen ...?

Dass ich nicht glauben kann, dass man sich so weit zurückerinnern kann. Wahrscheinlich hat man das erzählt bekommen. Und irgendwann, nachdem man die Geschichte oft genug gehört hat, glaubt man, dass es die eigene ist. Die eigene Erinnerung.

Ich glaube mich erinnern zu können, dass ich eingeladen bin. Wollen wir zahlen?

Jaja, gleich. Wie ich mir ein Loch in das Kinn gerammt habe, null Erinnerung. Wie ich ausgebücht bin und von der Milchfrau wieder zurückgebracht wurde ... hätte man mir das nicht oft und oft erzählt, es wäre wahrscheinlich, als wäre es nie gewesen.

Wovon redest du eigentlich? Ich bin zwar drei Jahre älter als du, aber was du da erzählst ... bist du dir sicher, dass dir das passiert ist? Du machst dir viel zu viele Gedanken. Ich hab das immer lockerer gesehen: Was man nicht erinnert, kann man auch nicht vergessen.

Ich weiß, ich weiß. Meine Schwester nimmt's, wie's kommt.

Du sagst es.

Noch ein Tiramisu?

Sie schaut auf die Uhr: Ich treff in einer halben Stunde noch eine Freundin.

Ich zahle und wir verlassen die Pizzeria.

Wir stehen auf der Straße, verabschieden uns. Meine Schwester ist schon im Gehen, als sie sich noch einmal umdreht und mir zuruft: Ich muss dich noch etwas fragen,

es ist wegen meiner Tochter ... ich ruf dich an. Sie winkt über die Schulter zurück. Und fort ist sie.

Ich schlendere zurück in mein Atelier, komme an meiner Bankfiliale vorbei, nehme mir gleich die Auszüge mit. *Es ist wegen meiner Tochter*. Der Satz der Schwester geht mir nicht aus dem Kopf.

Immer wenn ich nicht weiß, was anfangen, oder wenn ich nicht weiter weiß, setz ich mich auf meinen Pezzi, meinen Gymnastikball. Soll ja außerdem gut fürs Kreuz sein.

Gedanklich bin ich immer noch in der Hauptschule. Bin ich immer noch der Franz. Viel weiß ich nicht von dieser Zeit. Fast nichts. Nur dass nach jedem Elternsprechtag meine Mutter nach Hause kam und von der Unterredung mit meinem Zeichenlehrer berichtete, der zum wiederholten Mal mein Talent lobte und meiner Mutter nahelegen wollte, mich unbedingt einen künstlerischen Beruf erlernen zu lassen. Ich fass es nicht ... Künstler, Maler, paaah, so ein Spinner. Das ist ja kein Beruf, außer man will Hungerleider werden. Bub, dir soll es einmal besser gehen. Du sollst was Anständiges lernen. Ich hab ihre Worte noch heute im Ohr.

Und jetzt sitz ich da auf meinem Pezzi. Und die Geschäfte gehen tatsächlich zäh. Aber ich will mich nicht beklagen. Flauten kommen immer wieder vor. Ich habe meinen fixen Kundenstamm. Agenturen, die immer wieder gerne auf meine Grafikkünste zurückkommen. Anzeigen, Flyer, aber auch Broschüren, die ich gestalte, druckfertig mache. Mit einem Diskonter für Büroartikel hab ich sogar einen satten Werkvertrag. Das alles ist natürlich weit weg von dem, was seinerzeit mein Zeichenlehrer gemeint hatte, aber Kreativität ist bei aller Routine dennoch immer wieder gefragt. Und außerdem gibt es da auch noch die Zuckerl. Für einen Verlag etwa hab ich schon den einen oder anderen Buch-

umschlag entworfen. Da hab ich freie Hand, kann mich kreativ so richtig austoben. Und das Schönste, als Freelancer bin ich mein eigener Herr. Da redet mir niemand etwas drein. Und wenn ein Kunde halt mal etwas ablehnt, wenn man mit einem Auftraggeber mal partout nicht zusammenkommt, was soll's.

Ich hab mir in der Pizzeria eine Rechnung geben lassen. Bewirtungsspesen kann man nicht genug haben, sagt mein Steuerberater. Die beim Finanzamt schmeißen einem eh die Hälfte raus, also muss man erst das Doppelte in die Buchhaltung hineinnehmen. Morgen Ultimo. Also mach ich mich gleich an die Buchhaltung, die Monatsabrechnung. Ich komme auf ein kleines Plus und bin beruhigt: zwei Honorarnoten sind außerdem noch ausständig. Ich mache bei dem Gedanken gleich ein paar übermütige Hüpfbewegungen auf meinem Pezziball.

Ich gönne mir eine halbe Stunde auf meiner Schlafcouch: Powernapping nennt man das auf Neudeutsch. Nach meinem kleinen Schläfchen schau ich in den Spiegel und bin froh, mich wiederzuerkennen. Erst unlängst hab ich von einem Mädchen gelesen oder gehört, das sich über einen längeren Zeitraum nicht in den Spiegel geschaut hat, weil ihr eine Freundin weisgemacht hat, dass man schöner wird, wenn man sich länger nicht in den Spiegel schaut.

Mir fällt ein, in der Nachbarschaft hat ein neuer Copyshop aufgemacht. Da wollte ich einmal vorbeischaun. Außen steht schlicht Copystudio. Aber weit und breit ist nichts von einer CI, also einem durchgängigen unverwechselbaren Auftritt zu sehen. Das sind meine liebsten Jobs. Logos zu kreieren, CI-Manuals zu erstellen. Es ist ein Souterrain-Lokal, aber nicht unfreundlich, etliche Fenster auf Straßenniveau sorgen im vorderen Bereich für Tageslicht.

Auf den ersten Blick sehe ich mindestens acht Kopiermaschinen, ein Mann stapelt Papier in eine Lade. Ich stelle mich vor. Er entschuldigt sich: Sorry, ich hab noch keine Visitenkarten. Seine Aussprache klingt nach keinem astreinen Deutsch. Ich vermute: Pole. Erst reden wir allgemein über das Sich-selbstständig-machen. Und wie schwer gerade der Anfang ist. Dann komme ich auf die Wichtigkeit zu sprechen, sich gerade am Anfang mit einem markanten Auftritt unverwechselbar zu machen. Er ist interessiert. Ich solle ihm Vorschläge machen. Über den Preis, sage ich, würden wir uns –unter Selbstständigen – schon einig werden. Außerdem könne ich für ihn auch noch eine Förderung der Arbeiterkammer einfädeln, wonach ihm noch 50 Prozent meines Honorars erstattet werden würde. Ich verabschiede mich von einem glücklichen Mann, verspreche anzurufen, sobald ich erste Vorschläge hätte.

Am Abend meldet sich meine Schwester. Und rückt mit der Sprache heraus. Meine Tochter, also deine Nichte – du verstehst –, weiß mit ihren 22 nichts G'scheites anzufangen, also beruflich. Irgendwas mit Computern schwebt ihr vor. Das, was dein Bruder macht, hat sie vorige Woche gemeint, das würd mich interessieren. Und daher wollt ich dich fragen ... meine Schwester sucht nach Worten.

Ob sie ein Praktikum bei mir machen kann, helfe ich aus.

Du hast es erraten.

Zahlen ... naja ... vielleicht ein Taschengeld. Aber mehr ...

Kein Problem. Sie soll einfach mal sehen, was es heißt, einer regelmäßigen Beschäftigung nachzugehen ...

Und so kommt es, dass ich von Jetzt auf Jetzt eine Assistentin haben werde. Montag, ja gleich am Montag, 9 Uhr, soll sie kommen, okay?

Meine Nichte habe ich schon länger nicht gesehen. Wenn ich meine Schwester und ihren Mann einmal treffe, manches Mal zu Theater- oder Ausstellungsbesuchen, oder sie mich zu sich einladen – was selten genug vorkommt –, hat sie stets mit Ihresgleichen Besseres vor, ist sie immer gerade ausgeflogen.

Ich habe sie als hochgeschossenes, sommersprossiges Mädchen in Erinnerung, das ihr rötlich-blondes Haar meist zu einem Pferdeschwanz gebunden hat. Und sie sieht immer ein bisschen so aus, als wär sie am Sprung, als würde sie gerade etwas Entscheidendes versäumen.

Wenn ich es mir recht überlege, ich freue mich auf sie. Ein wenig jugendlicher Pepp kann meiner Bude nicht schaden. Und mal schauen, vielleicht hat sie ja auch wirklich etwas drauf. So grafikmäßig und so. Und wer weiß, was sie PC-mäßig noch so alles aus meinem Mac rauskitzelt. Mal schauen ... Jugend forscht. Was soll schon schiefgehen?

Hallo, Jeff!

Es war ein langes Hin und Her mit meiner Mutter. Aber schließlich durfte ich dann doch an die Graphische. Vier weitere Jahre. Und noch eines drauf für das Diplom. Dass man dann ein Diplom in der Hand hatte, das überzeugte sie schließlich. Doch etwas Anständiges. Und Grafiker werden ja immer gebraucht.

Nun war es so, dass es da zwei andere, zwei Mitschüler mit gleichem Vornamen in meiner Klasse gab. So beschloßen die beiden, mich Jeffrey zu nennen. Es sprach sich herum. Bald war ich auch bei den Lehrern und Lehrerinnen nur noch der Jeff. Vom Franz zum Jeff. Ob es mir recht war. Oder nicht. Ich konnte es nicht ändern.

Es war eine lustige Zeit. Erste Räusche. Erste Knutscheien mit Mädels. Und das Beste: Meine Mutter hielt meine Ausbildung und generell das Grafikgewerbe nun doch für einen ehrbaren Beruf. Und nicht für Hungerleider-Kunst. Obwohl, wir waren ein äußerst kreativer Haufen da in unserer Klasse. Manche machten dann doch auf Kunst. Einige sogar sehr erfolgreich. Aber ich will hier nicht mit den Namen derer prahlen, die sich in der heimischen Kunstszene einen solchen gemacht haben. Einer hat es sogar zu internationalem Ansehen gebracht. Aber Namen tun hier nichts zur Sache.

Ich blieb bei meinem Leisten. Machte brav mein Diplom. Jetzt hängt es in einem leicht angestaubten Alurahmen seitlich neben meinem Schreibtisch zwischen den beiden Gassenfenstern. Ich ziehe die Lade auf, nehme mein Notizbuch heraus. Schau mich dabei kurz um, so als wollte ich nicht ertappt werden. Warum war mir das eigentlich unangenehm, als meine Schwester mich bei der Niederschrift meiner Kindheitserinnerungen überraschte? Weil Tagebuchschreiben nur etwas für kleine Mädchen ist? Weil ich vor ihr nicht als sentimentaler Trottel dastehen wollte?

Ich blättere zum Ende meiner Aufzeichnungen. Da bin ich immer noch in meiner Franz-Ära. Ich bin ja gedanklich schon viel weiter gewesen, war schon beim Jeffrey und in der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt.

Ach ja, also die Zeit als Franz. Ich spielte zwar nicht mehr mit meinem Teddy oder baute mit meinen Bauklötzen ganze Stadtviertel im Vorzimmer auf, aber nach wie vor war mir meine eigene Gesellschaft am liebsten. Ich legte Sammlungen an, sammelte alles, was mir sammelbar und sammelwert erschien: Steine, Briefmarken. In unserem Haus wohnten auch zwei Selbstständige, ein Vertreter von Kla-

motten. Und ein Fleischhauer. In den Mistkübeln, die ich regelmäßig durchstöberte, fand sich jede Menge Geschäftspost. Und darauf oft die schönsten, buntesten Marken aus fernen, exotischen Ländern. Einmal im Monat veranstaltete ich ein Tauchbad für die Briefmarken, um sie abzulösen. Waren sie trocken, legte ich sie in Bücher, die ich mit allerlei Zeugs beschwerte. Jahre später fanden sich dann noch in so manchem Roman, manchem Kinderbuch ein paar dieser gepressten Kleinode.

Ich interessierte mich für alles und jedes. Besonders faszinierte mich die Weltraumfahrt. Ich legte Sammelhefte an, schnitt aus Zeitschriften und Illustrierten, die ich mir aus dem Altpapierkübel stibitzte, alles aus, was ich zu dem Thema fand. Ich schrieb sogar an die NASA und bat um Autogramme der Astronauten. Mein Brief, den ich einfach *An die NASA, U.S.A.* adressiert hatte, kam an. Und ich erhielt wunderschöne Fotos mit den Autogrammen der Apollo 11-Crew. Ich habe sie heute noch. Und auch meine Briefmarkensammlung, die inzwischen auf unzählige Alben angewachsen ist. Das Sammeln habe ich inzwischen eingestellt. Keine Ahnung, was irgendwann einmal mit all den Jahrgängen der österreichischen Post, den Ersttagsbriefen und den Legenden passieren soll.

Damals auch die Zeit, in der ich mir einmal in der Woche Geld für Kaugummis von meiner Mutter erbettelte. Ich weiß die Marke nicht mehr, aber es gab sie in bunten Papiersäckchen, die Kaugummis. Und sie enthielten auch Bilder verschiedenster Tiere. Dazu erhielt ich ein Sammelheft, das man kostenlos bestellen konnte. Der Dingo, der australische Wüstenhund, war der begehrteste, weil seltenste. Aber auch den ergatterte ich eines Tages. Und mein Heft war komplett. Das allerdings habe ich, im Gegensatz zu den

Briefmarken und den Ordern mit all den Weltraumbereichten und -fotos, heute nicht mehr.

Ich war also gut beschäftigt. Für mich. Und wehe, ich wurde bei meiner Sammeltätigkeit gestört. Meine Mutter sah mein In-sich-gekehrt-sein mit Sorge, fürchtet offenbar meine soziale Isolation beziehungsweise Vereinsamung. So fand ich mich eines Tages in einer Jungschargruppe der Pfarre St. Rochus wieder. Such dir Freunde, quasi ihr Auftrag an mich. Aber wie sollte das gehen?

Einmal in der Woche traf man sich zur Gruppenstunde. In den zwei, drei Stunden wurden meist Rätsel- und Quizspiele abgehalten und abschließend im Keller des Pfarrhauses Fußball oder Tischtennis gespielt. Ich war, wiewohl noch immer der Duckmäuser, in beidem gut. Ich wusste viel. Und war auch als Kicker und mit den kleinen weißen Bällen ganz gut drauf. Das brachte mir zwar ein gewisses Ansehen in der Gruppe. Aber letztendlich nicht wirklich Freunde. Einmal musste ich mitansehen, wie zwei Buben in Streit gerieten. Der eine, der größere, rang den anderen, den eher schwächlichen, zu Boden und kniete sich auf dessen Brust, um ihn dann – höhnisch grinsend – abwechselnd links-rechts zu ohrfeigen. Ich sah es mit Entsetzen, traute mich aber nicht einzugreifen. So wurde ich damals so nebenbei auch in die christlichen Werte eingeweiht.

Unser Gruppenführer – ich glaube, so sagte man zu ihm – war ein Chemiestudent, ein gedrungener Typ, blondes Haar, Kurzhaarfrisur und immer ein wenig fahrig. Einmal organisierte er auch ein Bühnenstück, das wir im Pfarrsaal zur Aufführung brachten. Keine Ahnung, woher er die Vorlage nahm. Vielleicht hatte er das Stück sogar selber verfasst. Irgendein Schwank war es, irgendwas, das in einer Schulklasse spielte. Ich, ausgerechnet ich, ich, der ich

immer Vorzugsschüler war, ausgerechnet ich gab den Klassentrottel. Mein einziger Satz, und den musste ich bei jeder Gelegenheit im breitesten Dialekt einwerfen, war: *Fia vos brauch i des.*

Ich mache einen Punkt, schlage mein Notizbuch zu. Mir ist nach Musik. Es wird Marvin Gaye. Morgen früh kommt meine Nichte für einen ersten Schnuppertag. Ich räume den zweiten Schreibtisch von allem Kram frei, der mir bisher eher als schlampige Ablage gedient hat, mache Platz für meine neue Bürohilfe. Die Marvin-Gaye-CD ist schon lange zu Ende. Ich setz mich an meinen Schreibtisch, lege die Beine hoch und höre in die Stille, bis die Stille zum Sirren wird. Ich habe die Zeit im Ohr. Die Zeit als Musik. Mir gehen tausend Dinge durch den Kopf. Handke hat schon recht: »Wenn nichts geschah, habe ich zeitweise am meisten erlebt.« Ich kenne nicht viel von Handke. *Das wunschlose Unglück* fand ich großartig. Den zitierten Satz hat einmal irgendwer auf facebook gepostet.

Ich schließe die Augen, ich bin mit der Jungschargruppe in einem Ferienlager. Oder ist es ein sportlicher Wettkampf? Ich und die anderen hirscheln durch die Wälder, ein Orientierungslauf? Mein Atem wird heftiger, obwohl ich nur daran denke. Ich bin müde, mache das Atelier dicht. Zeit zum Schlafen. Letztes Jahr wurde die kleine Nachbarwohnung, die ehemalige Hausbesorgerwohnung, frei. Ein Bett, ein Kleiderschrank und eine Kochnische, mehr braucht es nicht.

Pünktlich um neun Uhr stehen sie morgens auf der Matte: meine Schwester und ihre Tochter. Sie sehen sich ziemlich ähnlich. Und wieder muss ich daran denken, als ich so ihre Gesichter nebeneinander sehe, mit fast der gleichen Frisur, gleicher Schminke, dass es meine Schwester unter



Friedrich Hahn, Waldviertler des Jahrgangs 1952, freischwebender Sprachwerker, schreibt und veröffentlicht seit 1969. 45 Bücher mit Lyrik, Prosa sowie über 20 Arbeiten für den Rundfunk (18 Hörspiele) und für die Bühne (zuletzt „im rücken des schattens“, die rampe, Stuttgart 2004). Performances (u. a. im Centre George Pompidou/Paris im Rahmen der Polyphoenix), Ausstellungen und Kataloge (u. a. „remakes“: Museum Moderner Kunst/Wien, „unterm strich“: Galerie Eichgraben, „allerhand hahn“: CA-Galerie im TZ).

www.literaturhahn.at